

(Nachdruck verboten.)

131

## Am häuslichen Herd.

Roman von Iwan Franko.

„Nun, sehen Sie, die höhere Instanz hat entschieden!“ rief der Hauptmann, voll Freude darüber, daß seine Frau, die anfangs geschwankt hatte, nun auf seine Seite trat. „Erlauben Sie,“ fügte er hinzu, Julie den Arm reichend und dann, als er sie von der Seite anblickte und auf ihrem Gesicht den Ausdruck der Unzufriedenheit und des Verdrusses sah, fuhr er fort:

„Warum spielen Sie die bedrückte Unschuld? Ist Ihnen meine Gesellschaft wirklich so unerträglich?“

„O, Herr Hauptmann scherzen wohl!“ sagte Julie, sich zu einem fröhlichen Lächeln zwingend. „Aber bei mir zu Hause . . .“

„Was zu Hause“ — unterbrach er — „die Kinder weinen nicht, und die Käzchen, Hündchen und Kanarienvögelchen werden wohl vor Sehnsucht nicht vergehen.“

Julie wendete, wie verächtelt, den Kopf zur Seite. Sie kamen ins Speisezimmer. Angela machte sich mit der Suppe zu schaffen. Die Kinder saßen auf ihren Plätzen, ruhig, aber heiter mit lachenden Augen.

„Mundi,“ fragte der Hauptmann, mit Julie auf den Knaben zukommend, „wolltest Du diese Dame da gestern zur Verantwortung ziehen?“

Mundi erhob sich vom Stuhl, reichte Julie die Hand und sagte: „Guten Tag, Tante Julie! Aber gestern wolltest du mir sagen, daß sie schlimm sind.“

„Ich schlimm, Mundi, warum denn?“ fragte Julie verwundert.

„Ja, Sie,“ antwortete Mundi resolut. „Sie haben uns eingeredet, daß der Vater erst nachts kommen wird, und er ist doch früh gekommen, und wir waren in der Schule und konnten nicht auf den Bahnhof fahren, um ihn zu begrüßen.“

„Was kann ich dafür Mundi? Vater hat ja selber so telegraphirt!“

„Was heißt das!“ erwiderte Mundi: „Im Briefe stand doch, daß er früh kommt, vielleicht war das Telegramm falsch?“

„Ja, ha, ha! Das ist ein schneidiger Junge!“ lachte der Hauptmann, „der kann einem zusehen!“

„Aber Mundi, bin ich denn Schuld daran, wenn das Telegramm falsch war?“

„Sie hätten ihm nicht trauen sollen!“ erwiderte der Knabe.

„Du bist mir also böse?“

„Gestern war ich's, aber heut' nicht mehr,“ sagte Mundi.

„Du bist mein goldener Junge!“ rief der Hauptmann, ihm die Stirn küssend. „So sollst Du's immer halten! Hat Dir jemand Unrecht gethan, so sage ihm die Wahrheit offen ins Gesicht, — sag' unverhohlen alles, was Du denkst, aber höre nicht auf, ihn zu lieben. So wirst Du nie vom rechten Weg abweichen!“

„Genug der guten Lehren! Bitte zugreifen, sonst wird die Suppe kalt!“ sagte Angela.

Eine Pause von einigen Minuten trat ein, während der nur das Klirren der Silberlöffel auf den Tellern und das Geräusch des Schluckens zu vernehmen waren.

Die gezwungene und gespannte Stimmung, die zu Anfang des Mittagessens herrschte, und die alle um den Tisch sitzenden Personen sorgfältig zu vertuschen suchten, begann langsam zu weichen. Das heitere Geplauder der Kinder zerstreute wie ein erfrischender Wind die Wolken, die gleichsam aus dunkeln Schlünden immer wieder hervortrochen und den Horizont dieses glücklichen häuslichen Herdes zu verdunkeln drohten. Unter dem Einflusse dieser gesunden unschuldigen Kinderseelen wurde sogar Julie, die neben dem Hauptmann saß, heiterer, und begann sich freier zu bewegen. Nur Angela, die trotz sichtlich Anstrengung die Folgen ihres nervösen Anfalls nicht zu bemeistern vermochte, erblickte noch immer von Zeit zu Zeit und blickte ängstlich nach der Thüre, als wenn dort jeden Augenblick ein Unglücksbote erscheinen sollte. Als daher wirklich, schon gegen Ende des Mittagessens sich an der Eingangsthüre ein

lautes energisches Klopfen vernehmen ließ, schrie Angela beinahe auf vor Schreck, eilte zum Fenster, damit der Hauptmann ihr bleiches Gesicht nicht sehe, und preßte die Hand ans Herz, um das heftige Pochen zu beschwichtigen. In der Thüre erschien die in diesem Hause lange nicht mehr gesehene militärische Gestalt Redlich's. Der kalte Luftzug von draußen verdichtete die erwärmte Zimmerluft zu einem Nebel. Freundig eilte der Hauptmann Redlich entgegen und drückte die ihm dargereichte Hand.

„Guten Tag, Hauptmann!“ sagte Redlich. „Guten Tag, meine Herrschaften!“ wandte er sich an die Anwesenden, die er jedoch durch die feuchte Brille nicht recht sehen konnte. „Im Vorbeigehen trat ich bei Dir ein,“ sagte er wieder zum Hauptmann, wobei er die Brille abnahm und sie abwischte. „Ich habe Dienst, doch vorher kann ich noch einige Minuten mit Dir plaudern. Störe ich nicht?“ fügte er, die Brille wieder aufsetzend, hinzu, als er die Mittagsüberreste auf dem Tische erblickte.

„O nein, durchaus nicht!“ protestirte Angela, „wir sind gleich fertig. Wollen Herr Lieutenant für einen Augenblick im Salon Platz nehmen.“

„Oh, mein Kompliment, gnädige Frau!“ sagte Redlich, sich vor Angela verbeugend. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie vorher nicht begrüßte, aber meine ungeliebte Brille —“

„O ja, ich weiß schon,“ unterbrach ihn Angela lächelnd und bestrebte sich dabei, so höflich und so eilig als möglich Redlich in den Salon hinauszukomplimentiren.

Dieser jedoch blieb noch immer stehen. Er hatte Julie erblickt, die bei seinem Eintritt ans Fenster geeilt war und dort eine Stellung einnahm, bei der sie der Aufmerksamkeit am leichtesten entgehen konnte. Redlich hatte sie jedoch erkannt und war sichtlich erstaunt näher getreten. Eine verhängnißvolle Macht nöthigte sie, ihr Gesicht nach ihm umzuwenden. Nachdem er sich überzeugt, daß sie es wirklich war, blieb Redlich ganz verblüfft und verlegen stehen, ohne die geringste Begrüßungsformel vorbringen zu können. Julie verbeugte sich leicht.

„Sie hier?“ sagte er endlich mit erstikter Stimme.

„Meine Schulkollegin Julie Szablinska!“ stellte Angela vor. „Kennen die Herrschaften einander?“

„O nein!“ sagte Julie eilig.

„O ja, ein wenig!“ antwortete gleichzeitig und ebenso eilig Redlich.

Der Hauptmann blickte erstaunt auf diese Szene. Er wollte schon ein Lachen anschlagen und nach seiner Art mit den Beiden ein „Protokoll aufnehmen“, als plötzlich Redlich, sich von Julie wegwendend, zum Hauptmann trat und eilig sagte:

„Entschuldige Hauptmann, aber ich muß gehen!“

„Was, was, was?“ rief mit ungeheurem Erstaunen der Hauptmann und versuchte, seinem alten Freund in die Augen zu blicken.

„Ich muß gehen!“ wiederholte Redlich, verlegen auf die Uhr schauend. „Ich habe mich verrechnet. Ich habe noch etwas zu besorgen.“

„Redlich!“ rief der Hauptmann streng, „wie soll ich das verstehen? Du kommst zu mir, um zu plaudern, sagst im Vorhinein, daß Du etwas freie Zeit übrig hast und jetzt willst Du plötzlich davonlaufen?!“

„Verzeihe mir, aber in der That . . . es ist mir unmöglich zu bleiben.“

„Aber warum denn? Sag' die Wahrheit!“

„Ein ander Mal, ein ander Mal will ich's Dir sagen, aber jetzt muß ich gehen!“ wiederholte Redlich beinahe flehentlich, dabei immer der Thüre näher rückend.

„Nein, das kann nicht sein! Redlich!“ sagte mit großem Nachdruck der Hauptmann, dem das Blut zu Kopfe stieg. „Du kannst mir das nicht anthun!“

„Kapitän,“ entgegnete energisch und entschieden Redlich, als er sah, daß ihm jener den Weg verstellte, „ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich nicht einen Augenblick länger hier bleiben kann.“

„Was heißt das?“ rief der Hauptmann, nicht mehr im Stande, sich zu beherrschen. „Du sprichst in einem Tone, als wolltest Du mir in meinem eigenen Hause einen Affront bereiten?!“

„Du magst es aufnehmen, wie Du willst,“ sagte Redlich, „doch gebe ich Dir mein Ehrenwort, daß es durchaus nicht meine Absicht war, Dich zu beleidigen, und auch, daß ich unmöglich länger hier weilen kann.“

Bei diesen Worten blieb der Hauptmann wie betäubt stehen. Einige Sekunden lang sah er Redlich mit der größten seelischen Anstrengung in die Augen, die jetzt seinen prüfenden Blick ruhig aushielten, doch konnte er aus den Tiefen dieser Augen nichts herauslesen. Dann ließ er wie gebrochen die Hände sinken, trat zur Seite und ließ Redlich den Weg frei. Der entfernte sich, ohne sich von jemand zu verabschieden.

Ganz gebrochen, beinahe bewußtlos sank der Hauptmann auf einen Sessel. Einige Sekunden lang herrschte fürchterliche Stille im Zimmer. Man hörte den verhaltenen Athem der Kinder und das ängstliche Herzklopfen der beiden Frauen. Endlich erhob der Hauptmann die Augen und halb bewußtlos im Zimmer herumschauend, lispelte er kaum hörbar: „Er ist fort!“ Dann auf Angela's Gesicht den Blick heftend, fragte er:

„Was bedeutet das?“

„Ich weiß es nicht, mein Theurer!“ erwiderte Angela.

„Ich kann Redlich absolut nicht begreifen,“ und sie wandte sich zu Julie, die immer noch verlegen, zitternd und bleich am Fenster stand.

„Zwischen, vielleicht kannst Du uns aufklären? Was ist dem Lieutenant geschehen? Was beleidigte ihn?“

„Ich weiß es nicht!“ sagte kaum hörbar Julie.

„Bist Du mit ihm bekannt?“

„Nein, ich kenne ihn garnicht,“ erwiderte Julie etwas muthiger.

(Fortsetzung folgt.)

## Henrik Ibsen.

(Zum 70. Geburtstag des Dichters.)

(Schluß.)

Georg Brandes meint: Ibsen's lyrisches Flügeltroß sei bei irgend einer Begebenheit einmal ihm niedergeschossen worden. Ohne lyrisch-persönlichen Grundklang kann kein Dichter, auch kein Dramatiker, gedacht werden. Wer wird ihn in den Alterswerken Ibsen's z. B. verkennen? Im „Peer Gynt“ jedenfalls ist das Flügeltroß noch nicht zerstoßen; denn es giebt lyrische Stellen von Nummerierwerth darin; und wer den Tod Agnes, der Mutter Peer Gynt's gelesen hat, der wird von ähnlich lyrischer Wehmuth ergriffen und erschüttert, wie sie etwa der Sang der grabhauenden Lemuren im zweiten Theil des „Faust“ hinterläßt.

Im „Brand“ herrscht die Satire über Zuständliches vor. Staat und Kirche, Beamtenhum und Schule werden in dieser Gedankendichtung kritisch zergliedert. Dabei das idealistische Streben Ibsen's, als Kontrast zu Erbärmlichkeit dessen, was ist. Auch Parrer Brand will die neue Kirche für die freien Geister bauen; er steigt in der düsteren nordischen Alpenlandschaft immer höher, höher. Es zieht ihn nachtwandlerisch fast nach oben: ein Ibsen'sches Grundthema. Der Haß wider die sogenannte Staatsraison macht sich in scharf satirischen Dialogen Luft. So wollen einmal der Lehrer und der Raster fühlen. Sie sind in der Kirche und nicht beobachtet. Der Eine spricht: „Freund, niemand sieht uns, laß uns „fühlen“.“

Aber das geht nicht; die Dressur wirkt auch in der Heimlichkeit: „Denn keiner kann, wer es auch sei, Beamter sein und Mensch dabei.“

Au die Satire im Brand reicht die politisch-polemische Komödie wider liberale und konservative Nur-Parteimeichen nicht heran, wie die breiteste Arbeit Ibsen's „Kaiser und Galiläer“ an poetischer Tiefe nicht mit „Peer Gynt“ verglichen wird.

Vor eine neue Evolution war Ibsen durch das Jahr 1871 gestellt. Es existirt ein Brief Ibsen's an Georg Brandes, der als Zeugniß für die Entwicklung Ibsen's sehr werthvoll ist. Man weiß, wie Ibsen, der eine Zeit lang damals in Paris lebte, zum deutsch-französischen Kriege stand. Von der Kommune erhoffte er in seiner Weise den Kladderadatsch. Er wählte das dritte Reich, wie er es nennt, nahe.

Der moderne Staat der bürgerlichen Welt sollte einer neuen Gesellschaft Platz machen, aus der die Gefährs- und Geistesdressur verschwände, und in der die frei erzogene Persönlichkeit sich frei entsalte. In bitteren Worten nun klagt Ibsen, wie die Kommune, auf die er anfänglich so vertraute, ihn, das heißt seine Absichten im Stiche ließe, ja seine Tendenzen endlich zersehte.

Der Mann, der mit der Forderung kam: Alles durchsehen oder nichts, war nicht zu befriedigen, wie die Dinge in der Welt einmal liegen. Realpolitisch zu empfinden, das war Ibsen nicht gegeben. Er überschätzte gern die Macht des Einzelwesens und unterschätzte die Triebkraft im Geist der Massen. So fein, subtil sein sein Verstandniß für jede innere Erhebung des Individuums ist, so sehr stößt man bei ihm auf todtte Punkte in der Beobachtung und im Urtheil über Erhebungen der Massen, über deren Größe oder Tragik. Die Massenseele fesselte Ibsen nicht.

Übermals in seiner Hoffnung auf das neue Reich enttäuscht, warf sich Ibsen mit trotzigem Eifer und mit einer Art von mephistophelischen Behagen auf das Studium und die Analyse der bürgerlichen Ordnung. Die streitbarste Periode begann, die wir in Deutschland im letzten Jahrzehnt thätig miterlebt haben, die den Namen Ibsen's zu einem Kampfruf machte und den Dichter selber zu weltbürgerlichem Einfluß hob. Eingeleitet wird diese Periode mit den „Stützen der Gesellschaft“. Schon ist scharf real die bürgerliche Umgebung gesehen, scharf real wird der Ton der bürgerlichen Umgangssprache festgehalten. Für Deutschland waren die folgenden Dramen „Nora“ und vor allem „Die Gespenster“ die Ausgangspunkte für die moderne geistig-literarische Bewegung.

Der Ärär jener Tage liegt heute hinter uns. Wer selbst den sozialkritischen Zug mitbrachte, wer nicht mehr auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft stand, hatte es verhältnißmäßig leicht, die Bedeutung Ibsen's zu erkennen. Wir müssen uns nichts mehr einbilden und wir müssen die Blumenthal und Lindau zu verstehen suchen. Sie waren Schützlinge und Gewächse jener Gesellschaft, die nach der Milliardenfluth der siebziger Jahre Berlin neu „gründete“. Sie mußten von ihrem Standpunkt aus wittern, es geht ein Teufelsgeruch von diesem Ibsen aus. Sie mußten sich wehren, wollten sie ihre Scheingröße selbst behaupten.

„Nora“ war wirklich eine Brandfackel, die ins „gemüthliche Heim“ des mächtigen Philisteriums geschleudert war. Sie zündete um so mehr, als der Vertreter tausendjährigen Unrechts, der Ehegatte Nora's, im Grunde ein „braver Bursche“ ist, wie man im gemeinen Leben sagt. Ungemein bezeichnend für das wesentliche in Ibsen's Denkwiese ist es, daß er über den Sturm von Unwillen, den Nora erregte, nach innerlich empört war. Ein „Politikon Zoon“, ein politisches Bewußtsein, und was der Durchschnitt der Leute darunter versteht, wurde er nicht, auch nach seinen Erfahrungen nicht. Daran hinderte ihn sein hochgespannter Idealismus. Seine Parole hieß: Durch! Und die politische Parole ist der Vertrag; das Abwägen der Umstände. Ihn zog es in steil aufstrebender Linie nach der Höhe; das „politische Thier“ zieht so oft den Zickzackpfad vor und wird dazu gezwungen. Wie sein Stockmann im „Volksfeind“ verwundert sich Ibsen selber, daß die Leute über eine Wahrheit entzweit sind, die sie wie einen Peitschenhieb empfinden müssen.

Den Entzweiteten antwortete Ibsen mit den „Gespenstern“. Er spannt seine Gedankenreihe weiter. Wie durfte Nora im Unrecht sein, wenn sie den Gatten, den sie erkannt, verläßt? Ist es denn ersprißlicher für die Kinder, wenn sie unter unheilvollem Zwang aufwachsen, unter den Augen von Eltern, die in steter Heuchelei nebeneinander leben? Die Antwort gab das schreckhafte Geschieh der Kammerfrau Alving und ihres Sohnes Oswald, an dem sich die Sünden der Väter rächen.

Wüster noch als um „Nora“ wogte der Kampf um die „Gespenster“, das Drama, das für Berlin und für Deutschlands öffentlich-literarisches Leben recht eigentlich bestimmend wurde. Es eiserten damals Leute wider Ibsen, die bloß vom Hörensagen urtheilten, und mit jener heiligen Einnast, die den Nichtswisser anzeichnet, trugen sie Holz zum Scheiterhaufen herbei. Auch Vorurtheilslosere tappelten damals noch in der Irre. Naß Troß und um des bitteren Kontrastes willen wählte Ibsen mit bestimmter künstlerischer Absicht das schreckhafte in den Gespenstern. Der neue Ethiker Ibsen sagt: Was wir an alten Moralbegriffen mit uns herumfalschen, das gleicht zumorenden Gespenstern. Frau Alving wollte sie bannen und verschöönen. Sie brachte der Konvenienz Opfer um Opfer, ihren Sohn wollte sie retten, das befudelte Andenken ihres traurigen Gatten reinwaschen. Aber ihr Menschenwitz hat ihr wüthliche Illusionen vorgelogen; ihr existielles Gebäude kracht elend zusammen.

Vielsach sah man das tragische Geschieh nicht über Frau Alving, sondern über deren Sohn Oswald watten. Der Irrthum wird erst klär, wenn man weiß, daß die besondere Kunsttechnik Ibsen's damals nicht recht erfaßt wurde. Ein Bild wird die Sache deutlich machen. Ibsen will eine Thallandschaft darstellen und führt den Hörer allmählig zu einem Gipfelpunkt hin. Stück für Stück öffnet sich die Aussicht, und oben erst hat man die volle Umschau. Das sind Ibsen's dramatische Spannungsmomente. Moderne Seelentragödien spielen sich gemeinlich nicht in wichtigen äußeren Katastrophen ab, wie sie die alte Tragödie kannte. Aber ohne Erregung kann auch das intime Drama nicht entstehen; und so war der Dichter auf seinen Weg verwiesen, auf die Vergangenheit zurückzugreifen und aus der Vergangenheit das innerlich bewegte Leben der handelnden Menschen in der Gegenwart zu erklären. Ein Muster dieser Technik giebt „Rosmersholm“ ab, wo allmählig vor dem Zuschauer aufgerollt wird, wie einst die bösen Geister von der jungen Seele der Hedda West Weiß ergriffen, wie diese Hedda die Gattin des Pfarrers Rosmer in die Verzweiflung hinein gegraut hat; und als Hedda durch die Milde des Pfarrers geläutert wird, ist ihre eigene Tragödie beschlossen. Ihr verzeimertes Gewissen ist nicht mehr robust genug, zu halten, was sie erobert zu haben wähnt; sie versinkt. In Shakespeare's Freskogemälden konnte es anders sein, als im modernen intimen Drama. Im „Macbeth“ erscheinen die trügerischen Hexen und wecken die ertlichternden Dämonen in der Seele des Helden.

Das schroffste persönliche Bekenntniß aus Ibsen's Kampf- und Anklagerdramen klingt aus dem Tragtruf, dem „Volksfeind“ hervor. Der antikommunistische, majoritätsfeindliche Sinn ist hier zum

äussersten zugespitzt. Um so erstaunlicher ist das Maß der künstlerischen Objektivität des Moralisten Ibsen. Aller Ingrimm, der nach den Erfahrungen mit den „Gespensern“ aufgesammelt war, vermochte die Anschaulichkeit der einzelnen Charaktere nicht zu zerstören. Aus den Kleinen werden keine Bösewichter, aus den Gemeinen keine hässlichen Teufel. Für die reale Künstlerschaft Ibsen's ein hervorragender Beweis.

Ruhiger wird der Ton und eigentümliche, mit bitterer Behemuth verfehte Humore deuten in der „Wildente“ bereits eine Umkehr von der Trug- und Kampfperiode. Es naht das sinnende Alter, das durch seine Natur selber den Mann weifsichtig macht, der überhaupt zu schauen gelernt hat. Die bestimmte „ideale Forderung“ geräth ins Schwanken, und leise bereits naht sich eine heimliche Selbstironie. Humor und Entfagung geben eine seltsam reizvolle Poesie. Mir ist dies Drama Ibsen's persönlich an die Seele gewachsen. Mitleid mit den Menschlichkeiten wohnt auf seinem Grunde, Mitleid mit aller waidwunden Kreatur. Und mitten aus dem Drama erhebt sich die Gestalt des Lebenskomödianten Ekdal, verächtlich komisch und in seiner nährischen Armuth doch wehmüthig, eine der treffendsten Gestalten der germanischen Charakterkomödie.

Ibsen's Altersperiode liegt uns zu nahe noch, auch ist sie nicht abgeschlossen. Man könnte sie mit der „Frau vom Meere“ beginnen lassen. Der Sinner gewinnt wieder Oberhand über den Kämpfer und scharfsinnigen Gestalter. Wie alternde vielseitige Leute gern thun, giebt Ibsen den Kommentatoren, die poetische Geheimnisse deuten, zu schaffen. Der Horizont wird weiter, die künstlerische Handschrift krauser, bisweilen veränderte, wie es im Alter zu geschehen pflegt. Statt der festumrissenen, real geschauten Einzelgestalt wird das Sinnbildliche in der Erscheinung gesucht. In der „Frau vom Meere“, schon locken die See, ihr Flutben und Ebben, ihre Wunder. Im jüngsten Gedicht Ibsen's, im „Gabriel Borkmann“, fingen und klingen die Erze in den Bergtiefen. Das Symbolische, das Märchenhafte, sogar, wie in „Klein-Eyolf“, das ja nie bei Ibsen (und ich glaube, bei keinem wahrhaften Dichter) völlig geschlummert hat, durchdringt die Dramen. Sie gewinnen, heimlich gelesen, wo ihre Melancholie zum Träumen und Nachsinnen einlädt; sie sprengen aber den engeren Bühnenrahmen. Eitelkeit der Eitelkeiten! Dies Lieblingsstigma des Alters wird angeschlagen; und die menschlichen Dinge erscheinen wie von weiten Höhen gesehen. Auch die bange, bange Frage, die in einem der spätesten und kostbarsten Gedichte unseres Walters von der Vogelweide ertönt, taucht auf:

„Sän ich getroumet min leben oder ist es wär?  
Was ich je wande, was daz, was daz iht?“

Was ich für wahr nahm, war das, war das nicht? In dem Kronpräsidenten sagt der Statbe dem König Stule: Wenn Du an Deinem Königthum zweifelst, bist Du nicht von königlichem Beruf! „Und woher weißt Du, daß Du ein (echter) Statbe (Dichter) bist?“ fragt König Stule. Diese beklemmende Frage, die gerne antwortet, wenn man die Summe seines Lebens zieht und die nur den Selbstgenügsamen erspart bleibt, sie pocht im „Baumeister Solnes“ an, einem Gedicht, das die schweren Zweifel bei allem hohen künstlerischen Schaffen versinnbildlicht. Solch' Gedicht klingt beweglicher im Greisenmund, wo es echt und recht ist, als im Munde eines jungen Mannes, wo es an erschütternder Wahrheit verliert. So in der „Versunkenen Glocke“.

Den greifen Ibsen hat es wiederum nach der Heimath gezogen. Alle Wunden vernarben. Man wird duldsam. Lange Jahre hat Ibsen in München zugebracht, seinen Lebensabend verbringt er in Christiania in reichlich guten Verhältnissen. Viele Menschen haben noch ganz lächerliche Anschauungen vom Leben eines Genies. Ibsen's Ehe ist friedlich, sein Leben geht seinen geordneten Gang. Heute, da seine Größe in schweren Kämpfen errungen und gefestigt ist, hat er nichts Widriges mehr in seiner Heimath zu gewärtigen. Ruhmvoll verdienter Friede seinem Greisenalter!

Alpha.

### Kleines Feuilleton.

—o— Im stillen Winkel. „Lassen Sie mir auf!“ sagte jemand hinter mir, als ich die Thür des braunen Stadtgenusses zuziehen wollte. Eine alte Frau in braunem Umfagelguch und blauer, verwaschener Schürze trippelte herein. „Ich muß meine alten Bekannten doch mal wieder besuchen!“ lächelte sie, während wir zusammen den schmalen Weg zwischen den flachen, mit Epheu überwucherten Gräbern weitergingen. Trotzdem die Fliederbüsche erst Knospen trugen, konnten wir doch nur mit Mühe die Namen auf den verwitterten Grabsteinen erkennen. Die Alte blieb vor jedem einen Augenblick stehen. Von einem eisernen Kobr, auf dem ein Anker sich erhebt, entzifferte sie, langsam buchstabierend:

„Sein letzter Will' war auch sein letztes Handeln,  
Er ruft uns zu, den gleichen Weg zu wandeln.“

Ich konnte sie mir dabei genau ansehen. Ihr ganzes Leben mühte ein ununterbrochenes Ringen um das Allernothwendigste gewesen sein, das in vielen schmalen Fältchen auf der Stirn, um den Augen und am Kinn entlang eingezichnet war, während ihre Wangen noch voll und roth glänzten, und aus ihren grauen Augen die Freude am Leben leuchtete. Beim Weiterschreiten erzählte sie

mir, daß sie auch mit „dabei“ aewesen war, daß sie gesehen habe, wie die hier hinter dem schmucklosen Baum im Friedrichshain Begrabenen von den Soldaten niedergeschossen wurden.

„Jetzt war damals 'n jungel Mädchen von achtzehn Jahr. Meine Mutter, die wachte, schickte mir an dem Dage mit 'ne Kiepe nach de Breitesirase. Da sollte ich Wäsche holen. Wie ich nu, die Kiepe bis an 'n Rand vollgepackt, über'n Schloßplatz nach Hause — wir wohnten in de Anjustrase — jeden will, jeht mit einmal det Feschie los. Se schieben und drängen mir in den Tumult hin un her. Als ich 'n biäsen Luft habe, nehmen se mir einfach in een Haus mit rin, damit ich nich jespickt werden soll mit blaue Bohnen. Wie se nu aber ooch Halbdole un Vermundete bei uns rin schleppen, un da Kinder un junge Mädchen bei sind, werden wir ooch wüthend — na — da habe ich denn meine Kiepe mit de Wäsche uff de Barrikade jeschmissen.“

Erst uff'n Abend bin ich nach Hause jekommen. Mutter war natierlich in tausend Klengsten un fragte mir, wo ich de Kiepe habe. In meiner Verlegenheit sage ich, die is noch bei Dokters. Jetzt traute mir nich, de Wahrheit zu sagen, denn hätte mir ja meine Mutter halb dot jeschlagen. Wie sollten wir ooch de Wäsche ersehen? Wir hatten ja nich mal so vülle, uns satt zu essen. Vater war schon zwee Jahre dot. Außer mir waren noch fünf Jöhren da, die noch nicht verdienten. Brot un Fleisch waren nich zu bezahlen. Jeden Tag jab uns Mutter 'n Sechser zu Talg und 'n Sechser zu Mohrrüben, die wir uns in der Gartenstrase bei einer Witwe holten, die recht reichlich maß. Damit mußten wir zufrieden sein.

Jetzt mußte mir uf schöne Dinge gefakt machen, wenn et raus kam, det ich de Kiepe sammt de Wäsche uff de Barrikade jeschmissen hatte. In der Nacht war an Schlafen nich zu denken. Erstens jings mir doch im Kopf herum von wejen de Wäsche, un zweitens jing mit einmal die Schieberei mit Kanonen los. De sämtlichen Hausbewohner kamen unter Geheul und Geschrei in unsere Kellerwohnung, un sich dort zu verberjen. „De Franzosen kommen! De Franzosen kommen!“ riefen se, als se die alte Kellertreppe herabholperten. Andere meenten, et wären de Russen. Keener wollte mir jloven, det unsere Soldaten schießen. Een alter Kanzeischreiber meente, det ließe der König nich zu, der hätte sein Volk vülle zu lieb, un de Berliner seien auch so honette Menschen.

Am nächsten Morjen, als det Schießen uffhörte, merkten se ja nu, det ich de Wahrheit jesagt hatte. Jetzt kriegte ich et nu aber wieder mit de Angst von wegen de Wäsche. Jetzt jing nach de Barrikade. — Jawoll, de Wäsche war durchlöchert un zertrampelt. Wie ich nu noch de Reiter zusammenleuche, kommt der Dokter vorbei, dem de Wäsche jehöte. Een Wort jab's andere, un denn schickte er mir zu seine Frau, ich hätte de Wäsche janz jut anjewendet, sagte er; ich sollte mir nur andere jeben lassen.“

Dann erzählte mir die Alte noch von dem Leichenbegängniß. Sie hatte gehört, wie man dem König zuschrie: „Flaps ab!“

Als wir die Thür des stillen unscheinbaren Raumes hinter uns ungedrückt hatten und die abschüssigen Wege nach der lärmenden Straße hinunterschritten, begegnete uns nur ein Arbeitsloser. Die Sonne ging drennend roth hinter dem qualmigen Stadtdunst unter, der auf den Häusern lagerte, wie glühend schimmerndes Eisen —.

### Theater.

—r. Zur Feier von Ibsen's 70. Geburtstag hat das Luisen-Theater am Dienstag den „Volksfeind“ gegeben. Die Hauptrolle des Stückes hatte der Regisseur Lürk sich vorbehalten. Sie war für ihn keine neue Aufgabe; bereits vor zwei Jahren konnten wir über seinen Stockmann vom Bellealliance-Theater berichten. In zwei Punkten hat der Künstler sich zu seinem Vortheil verändert, er hat die häßliche, larrikirrende Ibsenmaske von damals abgelegt und den Stockmann vergeistlicht, mit weniger Bitterkeit, ja mit einem wohl angebrachten Anflug von überlegener, mitleidsvoller Ironie gegeben. An dem freien, ungekünstelten Vortrag der Versammlungsrede konnte sich auch hier und da noch ein Künstler größerer Bühnen ein Muster nehmen; manche Herren, die vielleicht in ihrem Leben keine Volksversammlung besucht haben, glauben immer noch, die Rede tiradenthaft heraufschmettern zu müssen. Von den sonstigen Darstellungen thaten die Herren Ruff (Bürgermeister), Land ed (Redakteur) und Winkler (Worfe) wacker ihre Pflicht. Minder gut stand es um die beiden Frauenrollen. Vielleicht könnte auch das „Volk“ in der im Ganzen geschickt arrangirten Versammlungs Szene etwas weniger lärmvoll seines Amtes walten. —

### Physiologisches.

is. Die Stellung eines Erschossenen nach ein getretenem Tode. Militärärzte haben von zahlreichen Fällen vom Schlachtfelde berichtet, in denen ein durch eine Kugelvunde plötzlich getödteter Soldat auch nach dem Eintritt des Todes seine Körperhaltung vollkommen beibehielt. Einen ähnlichen interessanten Fall trug der bekannte Physiologe Charles Féré vor der Pariser Gesellschaft für Biologie aus dem Thierreiche vor. Es handelte sich um eine Kage, die ein Gehege aufzusuchen pflegte, um Jagd auf Kaninchen zu machen. Neulich traf sie der Gärtner im Kampf mit einem Hunde, dem sie schon ein Auge verletzt hatte, er schoß auf sie, und die Ladung riß der Kage den Kopf weg. Der Hund, der dabei auch einige Schrotkörner erhalten hatte, entfloß heulend, die toble Kage aber blieb zum großen Erstaunen des Gärtners un-

beweglich in ihrer Haltung, mit den Krallen an den Boden geklammert. Fürs sah das Thier etwa eine Stunde nach dem Schuß, und noch immer befand es sich in der Haltung, die Darwin einer erschrocken und kampfbereiten Katze zuschreibt. Die Vorder- und Hinterpfoten aneinandergepreßt, der Rücken stark gewölbt und der Schwanz ganz gerade und lang ausgestreckt. Die Krallen waren stark hervorgetreten und derart in den Boden eingegraben, daß der Kumpf des Thieres nur dadurch von Plage gebracht werden konnte, daß man die Pfoten regelrecht ausgrub. Der Körper einschließlich des Schwanzes befand sich in einem Zustande der Starre und hatte dennoch die normale Temperatur; er war so steif, daß man, um ein Glied aus seiner Lage zu bringen, hätte riskiren müssen, dasselbe zu zerbrechen. Der Kopf war von dem Schusse vollständig fortgerissen bis auf einen kleinen Theil des Hinterhauptes. Die Leiche wurde auf den Rücken gelegt, behielt aber noch immer dieselbe Haltung 30 Stunden lang, bis die eigentliche Leichenstarre eintrat. Eine Erklärung dieser Erscheinung ist ziemlich schwer, man könnte sie dem durch die Verletzung des Gehirns und Rückenmarks auf die Nerven der Haut ausgeübten Reize zuschreiben, aber es bleibt schwer begreiflich, wie ein heftiger, über den ganzen Körper verbreiteter Reiz zur Festhaltung einer harmonischen, vorher eingenommenen Haltung sollte führen können. Uebrigens kann eine derartige unmittelbare Starre auch in Todesfällen eintreten, bei denen es sich gar nicht um eine direkte Verletzung des Zentralnervensystems handelt z. B. bei Ertrunkenen und bei Herzwinden. Dagegen finden sich in Thierreiche noch andere ähnliche Erscheinungen, die mit der beschriebenen in Verbindung gebracht werden können. Es ist bekannt, daß gewisse Vögel, besonders Gänse, ferner Fische und Reptilien ihre Gang- oder Schwimmbewegungen fortsetzen können, nachdem sie enthauptet sind. Ja, man hat sogar gesehen, daß diese Bewegungen, nachdem sie bereits aufgehört hatten, von neuem beginnen können, wenn man einen neuen Einschnitt in das Rückenmark vornimmt. Der Einfluß des Reizes auf die vom Marke abhängigen motorischen Nerven kann also nicht gesehnet werden. Dubois hat in einem Versuche Folgendes beobachtet: Eine Ente, die infolge einer Verletzung einer Hemisphäre des Gehirns Drehbewegungen nach der entgegengesetzten Seite machte, setzte diese Bewegungen auch fort, nachdem der Kopf abgeschnitten war, nachdem also die verletzte Stelle, von der diese Bewegungen veranlaßt wurden, entfernt worden war. Zwischen diesen automatischen Bewegungen und der eigenthümlichen Starre enthaupteter Thiere wird wahrscheinlich eine Beziehung bestehen, die aber noch der Aufklärung bedarf.

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

— Die Auffindung des Calciumcarbides durch den amerikanischen Elektrochemiker Willson im Jahre 1892 war, wie die „Köln. Volkstg.“ mittheilt, vollständig zufällig. Dieser, damals Direktor eines Aluminiumwerkes, wollte das metallische Calcium erzeugen, welches noch leichter ist als Aluminium, und fügte zu diesem Zwecke einen elektrischen Ofen mit Kalk und Kohle. Nach der Einwirkung des elektrischen Stromes fand er nun nicht das gewünschte Metall, sondern nur einen Bodensatz, einer schwarzen Lava ähnlich, welchen Körper er als Abraum auf den Fabrihof tragen ließ. Da es nun gerade regnete, bildeten sich Dampfvolken, und als der Wind diese über die naheliegenden Koksöfen trieb, erfolgte eine Explosion, die großen Schaden anrichtete. So kündigte sich das Calciumcarbide an, dessen Herstellung auf elektrischem Wege die Acetylen-Industrie ins Leben gerufen hat.

**Meteorologisches.**

— Wirbelstürme im Indischen Ocean. Am 27. Februar hat ein Wirbelsturm die französische Kolonie Mayotta heimgesucht. Die Insel Mayotta ist die hauptsächlichste der Komoren, die nördlich von Madagaskar liegen. Sie bildet mit Anjonan und Moheli den Komoren-Archipel. Es war das erste Mal, daß diese Inseln von einem Cyclon verheert wurden. Seit Brakatau oder Krakatoa, die kleine Insel in der Sundastraße zwischen Java und Sumatra, im Jahre 1883 durch ein Erdbeben verfant, hat man die Beobachtung gemacht, daß die Wirbelstürme des indischen Ozeans ihr Gebiet verändert haben. Ihre Richtung von NO nach WSW behielten sie bei, aber sie setzten seitdem nördlicher ein und erreichten dementsprechend auch nördlicher ihr Ende. So gingen sie vor 1883 fast sämtlich über Mauritius und La Réunion hinweg, um sich an der Südostküste von Madagaskar zu verlieren. Vor 1883 hatte La Réunion jährlich 1 bis 2 Wirbelstürme zu verzeichnen, Mauritius 2 bis 3. Tamatave auf Madagaskar dagegen, die Hafenstadt von Tananarivo, die vor 1883 von ihnen fast verschont blieb, wurde nachher mehrfach erreicht, ebenso das nördlichere St. Marie. Die Wirbelstürme zogen sich immer mehr nordwärts und trafen im April 1894 sogar Diego-Suarez an der Ostseite der Nordspitze Madagaskars, sowie, indem sie das Kap Amber, dessen Nordkap umschifften, Moss-Bé auf der Nordwestseite der großen afrikanischen Insel. Nun sind sie selbst in der Straße von Mozambique, bei den Komoren angelangt. Der Cyclon, der Mayotta in der Nacht des 27. Februar verheerte, hat sämtliche Kolonialgebäude, Fabriken, Farmen und Privathäuser zerstört und die diesjährige Ernte vollständig vernichtet. Am 4. März zählte man 20 Tode und 60 Verwundete, wobei zu berücksichtigen ist, daß an diesem Tage von den übrigen Theilen der Insel noch keine Nachrichten vorlagen.

**Geologisches.**

— Ein merkwürdiges Erdbeben, über welches „Nature“ eine Mittheilung erhält, ereignete sich am 18. Februar in dem Orte Killybegs nördlich von Glasgow. Es war etwa 1 1/2 Uhr nachmittags, als in diesem Orte ein scharfer Erdbebenstoß verspürt wurde durch den die Häuser erschüttert wurden, Geschirre zusammenklirrte und herabfiel, und die Bevölkerung in Aufregung versetzt wurde, obgleich ein nennenswerther Schaden nicht verursacht wurde. Um die genannte Zeit wurde zunächst ein lauter Knall vernommen, als ob unter der Erde ein schweres Geschütz abgefeuert worden wäre, unmittelbar darauf folgten, als wären sie von einer heftigen Erschütterung durch diesen Schuß veranlaßt, Erdbebewegungen in senkrechter Richtung für eine Dauer von etwa zwei Sekunden, dann folgten noch horizontale Schwanckungen, die etwa 4 Sekunden dauerten. Etwa 2 Minuten nach dem ersten Knall vernahm man einen zweiten, noch lauterem und schärferen, auf den aber keine weitere Erschütterung folgte. Nach dem Schall des unterirdischen Geräusches zu schließen, bewegte sich der Erdstoß von Westen nach Osten. Merkwürdig bleibt die Thatsache, daß nirgend in der Umgebung Erdbebewegungen verspürt wurden, daß dieselben also auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt gewesen sein müssen. In den letzten Jahren sind bereits mehrfach Erdbeben in diesem Distrikt wahrgenommen worden.

**Humoristisches.**

— Hier wendet sich der Gast mit Grausen. Gast: „Was ist denn das für ein altes, ungenießbares Zeug, was Sie mir da gebracht haben?“ — Kellner: „Das ist Puhn mit Reis, das hatten Sie doch bestellt.“ — Gast: „Na hören Sie, das ist aber wahrscheinlich Reis älterer Linie!“

— Unbetheiligt. „Wissen Sie schon, Frau Nachbarin, nächstes Jahr geht die Welt unter!“ — „Was geht mich das an? Nächstes Jahr bin ich ja überhaupt nicht hier, da bin ich bei meinen Verwandten in Stettin!“

— Ländliche Anschauung. (Vor dem Standbild Balther's von der Vogelweide in Vozen.) Loth: „Du, Sepp, warum muas denn der do alleweil auf dem Brunnen stehn?“

Sepp: „Woas net! Leicht is das der, der's Weinpauschen aufbracht hot!“ („Aust. Bl.“)

**Vermischtes vom Tage.**

— Die beiden Corneliusssäle der Nationalgalerie sind gegenwärtig geschlossen. Sie beherbergen die Gemälde, die bei der Neu-Ordnung der Gallerie zurückgestellt wurden. Die Leiter der Provinzialmuseen treffen aus diesen eine Auswahl für ihre Sammlungen.

— Als wirksames Mittel gegen Verbrennungen werden jetzt Jochhol und Thiol empfohlen.

— Auf der Eiderkente in der Sonntag-Nacht in der Nähe des Dorfes Zielen ein Boot mit sechs Insassen. Zwei Knechte und zwei Mägde ertranken.

— In Bonn wurde in dem Zimmer zweier Mediziner die Leiche eines jungen Mädchens gefunden. Der eine hatte mit diesem ein Verhältnis unterhalten und es in seine Wohnung genommen, um es von den Folgen einer Frühgeburt zu heilen. Als das Mädchen an Blutvergiftung starb, meldeten beide Mediziner den Tod an, wurden aber verhaftet, als die Obduktion ihre Schuld erwies.

— Auf der Bahnbrücke über die Selbik (Bahnstrecke Hof-Naila) versuchte in der Sonntag-Nacht ein Mann einen Zug zum Entgleisen zu bringen, indem er starke Steine, Baumwurzeln u. s. w. auf die Schienen legte. Er wurde später entdeckt.

— Die westgalizische Stadt Ujście volne ist fast vollständig niedergedrängt.

— In Budapest tödtete ein junger Mann seine Geliebte, die sich geweigert hatte, seine Frau zu werden.

— Die Ursachen der Hungersnoth in Slavonien sind die Missernten der letzten Jahre und die Thierseuchen. Daß nicht gefallene Ackerweih mußte im Vorjahre verkauft werden, damit man Anbauframen bekam. Heut giebt es auch kein Saalkorn mehr. Die Weingärten sind von der Peronospora vernichtet, die Zwetschgenculturen im nassen Boden zu grunde gegangen. Auch Besitzer von 20 und 30 Joch Wiesen und Ackerboden sind Bettler geworden. Kinder, Weiber, Männer ziehen bettelnd im benachbarten Bosnien herum.

— Billige Fische. In Bukarest soll nach der „Köln. Volkstg.“ das Kilo Donau-Karpfen, Hechte und Zander nur 12 bis 15 Pfennige kosten.

— Der belgische Dampfer Canlase, der Petroleum von Batum führte, ist in den Dardanellen gesunken.

c. s. Vor den Richtern des Pöstner Stadtgerichts standen unlängst zwei Bauchtänzerinnen. Sie sollten mit ihrer „Kunst“ einen Verstoß gegen die „guten Sitten“ begangen haben. Die Richter ließen sich etwas vortanzen und sprachen die Angeklagten frei.

— Rio de Janeiro, 15. März. In der vorigen Woche ist hier das gelbe Fieber ausgebrochen; bis jetzt sind durchschnittlich täglich 12 Todesfälle zu verzeichnen.